



Erhebt täglich Nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Amtliches Verordnungsblatt für die Stadt Halle.

Insertionspreis für die fünfzehntägige Correspondenz oder deren Raum 12 M.

Abonnementpreis vierteljährlich für Halle und durch die Post bezogen 2 Mark.

Zu Verlage von Reinhold Nietschmann, Fernsprecher nach Berlin und Leipzig, Anschlag Nr. 289.

Reclamen vor dem Tagesanfang die dreizehntägige Beilage oder deren Raum 30 M.

Nr. 210

Dienstag, der 9. September 1890.

91. Jahrgang.

Der Kampf in der Gesellschaft.

N. W. T. Berlin, 6. September.

Ein sozialdemokratisches Blatt legt dem deutschen Kaiser die Worte in den Mund: „Meine Vorfahren sind mit dem Adel fertig geworden, so werde ich wohl noch mit der Bourgeoisie fertig werden.“ Ob der Kaiser wirklich so gesprochen hat, wird man bis zum Beweise des Gegenteils bezweifeln dürfen; aber charakteristisch bleibt trotzdem, daß die sozialdemokratische Presse pläglich Anleihen beim Monarchismus macht. Früher wie dergegenwärtig niemals möglich gewesen, und der große Umpolung, den die feierlichen Götter vom 4. Februar bedeuten, kommt in nichts so stark zum Ausdruck, wie in dieser veränderten Stellung der Arbeitermassen zur Krone. Mit der feinen Witterung, die aufstrebenden Parteien immer eigen ist, hatten die Sozialdemokraten an der Sozialreform des Fürsten Bismarck sofort herausgefunden, daß hier autoritäre Instanzen nach neuen Herrschaftsformen streben. Mit demselben Instinkt finden sie jetzt bei der Sozialreform des jungen Kaisers die verordnete Ader heraus. Sie können nicht daran zweifeln, daß es dem Kaiser Ernst ist mit seiner Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen, nachdem sie gesehen haben, wie große Opfer er seiner Ueberzeugung zu bringen bereit ist, nachdem sie ihn vor Allen sich vom Fürsten Bismarck trennen sehen. Aber unter den denkenden Köpfen der Krone gibt es wohl auch Menschen, der sich nicht bewußt wäre, wie unmöglich ein Zusammengehen zwischen der Krone und der Sozialdemokratie über eine gewisse Grenze hinaus ist.

Wenn man wissen will, wie der Kaiser über diese Dinge denkt, dann erhält man ungefähre Auskunft bei Schäffle und bei Hinze, bei Müllern also, die in der wissenschaftlichen sozialistischen Kritik der bestehenden ökonomischen Verhältnisse ihren Sympathiepunkt finden, die aber vom staatsrechtlichen Standpunkt aus die Sozialreform des Fürsten Bismarck als die Folgerung aus dem sozialistischen Sozialismus der Marx und Engels annehmen. Mit Staatssozialismus darf man diese Richtung nicht verwechseln. Der Staatssozialismus wird durch seine Forderungen auf die ökonomischen Wunden der Gegenwart die Forderungen der Arbeitermassen zum Bewußtsein bringen und den Kern der Herrschaft des Staates über die Massen befestigen. Die Richtung dagegen, in der sich die genannten Vertreter des Kaisers bewegen (mit Schäffle hat er ja keine persönlichen Beziehungen, aber er schließt seine Schriften) diese Richtung tritt der wissenschaftlichen sozialistischen Dialektik ziemlich unbenommen gegenüber. Es wird so zugegeben, daß der Kapitalismus als eine Wirtschaftskategorie, die unbedingt notwendig war und ist, durch die angeborene Herrschtsucht, die jede Klasse dazu treibt, die letzten Konsequenzen ihrer Macht zu ziehen, Erscheinungen hervorbringt, die ihrer Abhilfe bedürftig sind. Aber bestreiten wir, daß die sozialistischen Hilfsmittel der Erziehung des Privatigentums durch Kollektivismus wirken können.

Der Kaiser mag ähnlich denken und seine Sozialreform hat kein anderes Ziel als die Veröhnung des Sozialismus mit der bestehenden Staatsordnung. Aber die Sozialdemokratie als politisches, gesellschaftliches und persönliches Glaubensbekenntnis, erschöpft sich nicht in den Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der lohnarbeitenden Klassen, sondern sie ist eine Weltanschauung für sich, von der kaum noch eine Brücke zu der Weltanschauung der bürgerlichen Gesellschaft hinüberführt. Alle hergebrachten Begriffe von Staat und Regierung, von Ständen und Klassen, von Familie und Eigentum, von Moral und Sitte, dies Alles ist bei den Sozialdemokraten anders als bei ihren Gegnern, und eine Veröhnung erscheint nicht möglich. Darum wird der Weltkampf zwischen der Sozialdemokratie und der Krone für die Zukunft so hochbedeutend und vielleicht weltgeschichtlich sein, weil der Gegensatz zur Sozialdemokratie hier durch einen Monarchen repräsentiert wird, der, auf dem Spiel der Macht stehend, Verständnis und Wohlwollen für die Forderungen des Sozialismus hat und gleichzeitig eines Tages genötigt sein wird, die tiefe Kluft anzuerkennen, die ihn für immer von der Partei trennen wird. Die Sozialdemokratie befoht sich sonst so gut wie gar nicht mit der beherrschenden Spitze des Staatswesens. Sie hält sich zumeist an die Rüstler, als die eigentlichen Leiter der Politik. Mit dem jungen Kaiser aber beginnt sie endlich eine Ausnahme zu machen. Die Zwischenglieder der Regierung werden mehr und mehr überbrungen, und der Kaiser und die Partei stehen sich Aug' in Auge gegenüber. Wie gefährlich das werden kann, sei hier nicht weiter ausgeführt; es genügt für den Augenblick, die Tatsache festzustellen.

Schon hat sich eine Art von sozialdemokratischer Legende herausgebildet, nach der die von oben her betriebene Sozialreform an die wohlmeinende Reformthätigkeit erinnert, wie sie unter Ludwig XVI. kurz vor dem Ausbruch der großen Revolution unternommen wurde. Die Thorheit des Vergleiches liegt auf der Hand; indessen der Unstimm wirkt doch in den Massen und stärkt ihr Selbstgefühl. Hier ist übrigens ein Punkt, wo sich die Alten und die Jungen, die sogenannten Gemäßigten und die Extremen in der Sozialdemokratie, begegnen. Es sind ja überhaupt keine prinzipiellen Unterschiede zwischen den beiden Richtungen der Partei, sondern der Gegensatz war und ist mehr taktischer Natur. Es handelte sich um die beste Kampfmethodik, die Ziele jedoch sind stets gemeinsam gewesen und werden es bleiben.

Die bürgerliche Presse aller Parteien hat zumeist den großen Irrtum begangen, die Streitigkeiten innerhalb der Sozialdemokratie als den Anfang vom Ende anzusehen. Die sozialistischen Blätter haben aber diese verkehrte Auffassung mit Recht tadeln dürfen. Gerade weil sie so stark sind, haben sich die Sozialdemokraten den Zugewinnen können, ihre Forderungen auf offenem Markte auszusprechen. In diesem Augenblick ist der Streit überhaupt und grundsätzlich vorbei. Ueberall, wo Bebel erschienen ist, hat er glänzend gesiegt, so in Dresden, so in Magdeburg jetzt in Berlin.

Es spricht für die Kraft der Partei, daß sie mitten in ihrem Vorwärtsschreiten bedächtigt innezuhalten verliert. Die Leute, die den Arbeitern, zumal den Berlinern, erzählt haben, daß die Sozialdemokratie das nutzlose „Parlamenteln“ losen müsse, daß sie rein agitatorisch und revolutionär zu wirken und sich auszubreiten habe, sind Bebel und seine Fraktionsgenossen. Die Bebel und Liebknecht sind gewiß gerade so radikal, wie die Bruno Wille und Hans Müller, aber sie denken doch etwas mehr über den Tag hinaus und sie wissen, was auf dem Spiele ist, wenn sie die wichtige Probe nicht bestehen, die mit dem Aufheben des Sozialistengesetzes an die Partei herantritt. Der Sieg, den Bebel neuerdings davongetragen hat, läßt den bestimmten Schluss zu, daß nach dem 1. Oktober keinerlei sozialistische Ausschreitungen, nicht einmal in der Presse der Partei, stattfinden werden.

Die Gegner der Sozialdemokratie haben sich vor Allen davon zu hüten, daß sie ihre Wünsche bezüglich des Zerfalls der Partei für eine Realität halten und sich um einbilden, mit der Sozialdemokratie sei es zu Ende, weil es zu früher unbekanntem Kampfen zwischen den einzelnen Richtungen gekommen sei. Wäre unter Zeitläuften nicht so merkwürdig vorgefallen, so würde man sich erinnern können, daß der Kampf zwischen den Sozialisten und der stärkeren Konzentration der Sozialistengesetzes, also in den Siebzigerjahren, weit heftiger noch gewesen ist als die heutigen Gegensätze. Damals handelte es sich wirklich um harte prinzipielle Meinungsverschiedenheiten, um das Parteiprogramm selber. Heute dreht sich der Streit ausschließlich um Verhältnisse. Wenn die Sozialdemokratie die schweren inneren Konflikte der Siebzigerjahre überwinden konnte, obwohl kurz darauf die erneute Abgabe des Sozialistengesetzes fürchtbar auf die Anhänger niederfiel, so wäre es eine geradezu sträfliche Leichtfertigkeit der bürgerlichen Parteien, sich jetzt einzureden, daß die Sozialdemokratie am Aufheben des Sozialistengesetzes zu Grunde gehen werde. Nein, ihr Ende wird nicht das des Marasmus sondern, das eines schlimmen Kruges mit Staat und Gesellschaft sein. Zum Glück ist die Zeit vorbei, wo man in Täuschung über die wahre Tragweite der sozialdemokratischen Bewegung leben konnte. Es wird nicht mehr getändelt mit der Sozialreform in Deutschland, sondern diese Frage wird fürchterlich ernst genommen, von der Regierung so wohl, wie von den Parteien, und am ernstesten vom Kaiser selbst.

Das große Flottenmanöver in der Ostsee bei Flensburg.

(Von unserem Spezialberichterstatter.)

Flensburg, 6. September Nachm. Der heutige Vormittag gehörte der Flotte, welche ihre See- und Kriegstüchtigkeit Sr. Majestät dem Kaiser und seinen hohen Gästen, sowie den sachkundigen Vertretern Oesterreichs und Großbritanniens zeigen sollte. Die beiden Geschwader mit den Torpedobootdivisionen wurden von dem Vice-Admiral Reinhard, dessen Chef des Stabes Capitän v. S. Wendemann ist, befehligt. Die Schiffe sind die wohlgerüsteten Typen unserer Flottenverbände und mit starker Armierung versehen, ihre Manövrierfähigkeit und schnelles Eingreifen in den Kampf legten Zeugnis ab von der Bedeutung unserer Wehrkraft zur See. Dem in

allen seinen Teilen hochinteressant verlaufenen Manöver war die Idee zu Grunde gelegt, daß der Flottenchef am frühen Morgen die Nachricht erhielt, daß sich im Großen Belt von Norden her eine feindliche Flotte näherte. Vice-Admiral Reinhard, einer unserer hervorragendsten Seemannsleute, beschloß daraufhin den sich nähernden Feind aufzuspüren, energisch anzugreifen und zu vernichten. Um 8 Uhr früh war Sr. Majestät der Kaiser von Bord der „Hohenzollern“ mittels einer Dampfbaraffe an Bord des Geschwaderflaggschiffes „Vader“ gegangen, wo alsbald die Kaiserlandarte geübt wurde. Ebenda hatten sich auf Einladung des Kaisers Generalleutnant Graf v. Soltz, General der Kavallerie Graf Waldersee, der englische Admiral Sir G. Hornby mit seinem Adjutanten Capitän Moore, der österreichische Admiral Freiherr von Sternad mit dem österreichischen Capitän Comte Cassini, die Marineattachés Capitän v. Krüger, Capitänleutnant Jank, Capitän Marquis Gualterio und der Capitänleutnant Warb, sowie die Capitäne der 3 österreichischen Schiffe eingefunden. Von fälschlichen Persönlichkeiten befanden sich außer dem Prinzen Albrecht von Preußen noch der Erzherzog Karl Stefan auf der „Vader“. Ihre Majestät die Kaiserin hatte sich mit ihrem persönlichen Gefolge und einigen Ehrenvätern von Graubünden kommend auf der „Hohenzollern“ eingeschiffet. Etwa um 8 1/2 Uhr wurde vom Flaggschiff „Vader“ der Befehl „Anker auf“ signalisiert; die „Vader“ setzte sich langsam in Bewegung, fuhr die Treffen ob und signalisierte in rascher Folge weitere Befehle. — Mit großer Schnelligkeit entwickelte sich die stolze Flotte; voran dampften die Torpedos, um die Annäherung des Feindes zu konstatieren, in größerem Abstand folgten ihnen in mehreren Treffen die „Vader“, „Bayern“, „Wirttemberg“, „Dresden“, der „Kaiser“, „Deutschland“, „Friedrich d. Gr.“, „Preußen“, „Irene“ und die „Wittos“, „Fieren“ und „Pfeil“, den ersten voranlaufend. Die „Vader“ und die „Hohenzollern“, welche letzterer noch der „Norden“ mit der großen Suite als Aufwacher folgten, freuzten die Kiellinien der Schiffe, um die Bewegung und Manöver des Feindes zu beobachten. Mit größter Präzision und Ruhe wurden alle Evolutionen ausgeführt und unter „voll Dampf“ feuerten die Schiffe der offenen See zu, wo etwa um 10 Uhr die Annäherung des Feindes konstatirt wurde.

Die feindliche Flotte wurde markirt durch sechs große verankerte Schiffe. Derselben folgten weitangestrichene Holzgitterlasten, welche weithin sichtbar in der Form von Dächern auf dem Wasser schwammen. Es sind dies dieselben Schiffe, welche bei den Schießübungen unserer Marine Verwendung finden und welche schon vor einigen Tagen hierher geschifft wurden und bis heute Nacht in der Sternader Bucht lagen. Ein D-Boot (Torpedoboot-Division) wurde bei dem markierten Feind beobachtet, verlag den Dienst dort und richtete sein Feuer auf den Gegner. Bald entwickelte sich dann auch der Angriff und Kampf, welcher ein abwechslungsreiches Bild bot. Nachdem die Torpedoboote das Feuer eröffnet und nach vollständiger Entwicklung der Geschwader sich auf die Flügel begeben hatten und zum Hehl den Debonnantdienst versahen, griffen die Panzer den Feind an und richteten, diesen in beiden Flanken umfassend, ein großartiges, vernichtendes Feuer auf ihn. — Den einzelnen Schiffen waren Schiedsrichter beigegeben, welche je nach Lage der Dinge einschrieben und ein und das andere Schiff, das sich zu nahe an den Feind gewagt, außer Acht ließen. Sobald eine solche Entscheidung getroffen war, hülte das betreffende Schiff eine schwarze Flagge und hatte das Feuer einzustellen. Wir sahen mehrere Schiffe, welche dieses leidige Schicksal traf. Der Wirklichkeit und dem Ernstfall wurde hierdurch auf's maranteste Rechnung getragen und die Uebung daher besonders lehrreich. — Gewaltig tobte der Kampf und machte die Luft erdröhnen, ein Schauspiel, welches großartiger kaum gedacht werden kann. Einzelheiten entgehen ja leider dem Beschauer, welcher auf einem Vergnügungsdampfer, der nicht überall folgen darf und auch seiner geringen Geschwindigkeit wegen nicht folgen kann, einem Seemannsboot bewohnt. — Jedemfalls gab uns das heute Gesehene und „Gehörte“ den Vollbeweis von der Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit unserer schönen Seemacht, die voll und ganz im Stande sein würde, im Ernstfall Hervorragendes zu leisten und jeden schänden Angriff auf unsere Küsten abzuwehren. — Das Wetter, was zu Anfang sehr schön und klar gewesen, verdunkelte sich gegen Ende des Manövers, die See war unruhig und trug dazu bei, das Bild zu einem bewegteren zu machen. — An dem Manöver hatten sich sowohl die drei österreichischen als auch unsere vier Schulschiffe „Rover“, „Röbe“, „Luisa“ und „Irene“, sowie der „Mars“ nicht betheiligt und waren an ihren Ankerplätzen zurückgeblieben. Ihre Besatzungen hielten während des Vor-



mittags ihre gewohnten Exercitien ab und paradierten beim Auslaufen der Geschwader in den Raen.

Deutsches Reich.

Die Kaiserin Friedrich hat ihren Besuch am königlich englischen Hoflager von Balmoral um drei Wochen verschoben. Sie wird die nächsten zehn Tage in Wendisch bringen, wo sie Dienstag angekommen ist, und dem König und der Königin von Italien im Schlosse Monza, umweit Mailand, einen Besuch abstatten.

Ueber die jetzt geplanten Reformen liegen von konsekrativer Seite heute zwei bemerkenswerthe Anstellungen vor. Am „Konservativen Wochenblatt“ beiräth Herr v. Hellborn in einem längeren Artikel die Reform der Landgemeindef-Ordnung.

Nachdem er in der Einleitung den Ueberal-Mangel an Verhältniß für die Eigentümlichkeiten der ländlichen Verhältnisse vorgezeichnet und behauptet hat, daß in den städtischen Provinzen der Uebermaß der Selbstverwaltung allgemein angewendet sei, erntet er trotzdem an, daß hinsichtlich der Grundbesitz-Verhältnisse eine Reform bedürftig sei. Ganz ausdrücklich hebt er ferner hervor, daß die jetzige Verfassung der Bezirke, Armen- und Schulstellen kann er sich nicht der Erkenntnis vertheilen, daß die Verhältnisse der Gemeinden unter sich und noch mehr das Verhältniß zwischen Gemeinden und Gutsbesitzern vielfach einer Reform bedürftig sei. Ganz ausdrücklich hebt er ferner hervor, daß die jetzige Verfassung der Bezirke, Armen- und Schulstellen kann er sich nicht der Erkenntnis vertheilen, daß die Verhältnisse der Gemeinden unter sich und noch mehr das Verhältniß zwischen Gemeinden und Gutsbesitzern vielfach einer Reform bedürftig sei.

Die „National-Zeitung“, die den Aufsatz schon abdruckt und auf das einzelne noch zurückkommen will, schließt ihre Rede mit den Worten:

Herrn v. Hellborn's Darlegungen lassen das Streben nach Directivität nicht vermissen, welches man an diesem konservativen Politiker findet. Dennoch werden sie der prinzipiellen Bedeutung der Aufgabe, um die es sich handelt, unerschrocken nicht gerecht.

Die „Kreuz-Zeitung“ beschäftigt sich mit der Erbschaftsteuer; sie erklärt in derselben, soweit sie bekannt ist, eine Unerschrockenheit gegen den Grundbesitz und sagt:

Nur den Grundbesitz wäre diese Einrichtung unerschrocken und gefährlich. Die Grundsteuer soll doch bestehen bleiben, gleichviel zu welchen Höhen der Betrag den Erbschaftsteuer hinzu zu kommen überlassen wird; die Steuer muß der Grundbesitzer neben der Einkommensteuer entrichten, während der Kapitalist nur seine Einkommensteuer zahlt. Es ist also keine Ausbeziehung unerschrockener Besteuerung, wenn von der höheren Einkommensteuer für den Kapitalisten abgesehen und dann Grundbesitzer und Kapitalist zur Erbschaftsteuer herangezogen wird. Der Grundbesitzer wird auf diese Weise dreifach betroffen. ... In einer zahlreichen Familie reichen die Mittel sehr häufig zur Auszahlung der Erbtheile nicht aus, und das Gut muß verkauft werden. Diese Schwierigkeit wird erhöht, wenn das Gut vom Vater erblich auf eine nicht unbedeutliche Erbschaftsteuer tragen muß. ... Große

Kapitalisten können die Erbschaftsteuer auch in Deszendenzfällen wohl betragen, obgleich wir auch für diese eine höhere Steuer vom unrichtigen Einkommen vorsehen würden. Aber brüderlich und unerschrocken wird solche Erbschaftsteuer bei geringem Vermögen. Zum Schluß erklärt die „Kreuz-Zeitung“ mit der Deklarationspflicht einverstanden.

Die „Kreuz-Zeitung“ schreibt in ihrer Besprechung der „Nationalen“ Erbschaftsteuer:

Wir zweifeln nicht daran, daß Herr Miquel auch hier und da eine kleine Entlastung plant, ebenso wie Herr Bismarck seine großen Pläne zur höheren Belastung der Steuerzahler markirt hat mit verhältnißmäßig kleinen Entlastungen bei der Kapitalsteuer in Preußen. Die neuen Belastungen aber waren bei dieser Steuerreform um ein Vielfaches höher, als die Entlastungen auf der anderen Seite. Dieser bewußt, wie besagt! Wir haben alle Ursache uns gegenüber Erbenangehörigen von Steuerreformern recht argwöhnlich zu verhalten. Sollte Herr Miquel wirklich bessere Absichten haben, als wir ihm zuzuerkennen, so könnte er nichts Besseres thun, als die Grundsteuer seines Landes alsbald zu veröffentlichen. Der öffentliche Widerspruch dagegen, in welchen sich dieselbe jetzt verwickelt, ist nur geeignet, uns erst recht mißtrauisch zu machen.

Der „Evangelisch-kirchliche Anzeiger“ schreibt: Neuerdings sind aus der Mitte der Lehrgesellschaft mehrere Besuche gemacht worden, die bisher übliche Verbindung des Kirchengeldes mit dem Phosphate zu beilegen. Dahin gehende Gesuche sind indessen vom Unterrichtsministerium mit dem Vermerk zurückgewiesen worden, daß eine Erhöhung der Gehälter für die mit dem Kirchengeld verbundenen Stellen ins Auge gefaßt sei.

Aus Brüssel wird der „Westfälischen Zeitung“ berichtet: Die Fäden von Bascoud bewilligten den ausständigen Vergleichen eine achtprocentige Lohnerhöhung. Der Ausstand ist beendet.

Aus Opatowitz wird der „Volkszeitung“ telegraphisch: Die Eisen-Gesellschaft der Regierung nahegelegt, Schlachthäuser jenseits der russischen Grenze zu errichten. Außerdem werde die Regierung eine Zollermäßigung für einführendes Fleisch herbeiführen.

In diesem Herbst werden die Provinzialparlamente der älteren Provinzen des preussischen Staates zusammentreten. Die Einberufung der Provinzial-Parlamente der westlichen Provinzen dürfte, der „Kreuz-Zeitung“ zufolge, bereits erfolgt sein, und zwar sollen sowohl die westfälische Synode in Soest, als auch die rheinische in Remagen am 13. September ihre Sitzungen beginnen. Hinsichtlich der östlichen Provinzen ist dem Blatte nur bekannt, daß für die Einberufung der sächsischen Provinzialparlamente in Merseburg und der pommerischen in Stettin der 11. October, dagegen der ostpreussischen in Königsberg i. Pr. der 15. November bestimmt ist. Die übrigen Provinzialparlamente dürften ebenfalls in den Monaten October oder November sich versammeln.

Ausland.

Man schreibt uns aus Rom:

In der unabhängigen italienischen Presse tritt der Gegensatz gegen England in afrikanischen Fragen, vor Allen in Bezug auf Kassala immer schärfer hervor. Während die offiziellen Blätter, wie „Riforma“ und „Traficco“ tagtäglich sich in Erklärungen erschöpfen, daß Differenzen zwischen England und Italien völlig unmöglich seien und die ganz unbefriedigten Freundschafts- und Schutzverträge, welche das italienische Despotenmännchen in Massära mit dem am Kassala wohnenden Stämmen abgeschlossen hat, einfach ablegen, hat erst dieser Tage eine in afrikanischen Dingen kompetente Persönlichkeit, der frühere Oberbefehlshaber der italienischen Colonien, General Droero, welcher erst kürzlich aus Afrika zurückgekehrt ist, sich öffentlich dahin ausgesprochen, daß Italien in nächster Zeit Kassala, wenn auch nicht mit Gewalt, in Besitz nehmen wird. Der Corriere di Napoli, welcher in der auswärtigen Politik Italiens meistens die allgemeinen Anschauungen zum Ausdruck bringt, läßt sich nun aus London telegraphisch, daß eine maßgebende Persönlichkeit seinen Correspondenten versichert habe, daß England jetzt Kassala als im Besitze Egyptens befindlich betrachtet habe und seinen Handstreich Italiens auf dasselbe walden werde. Falls es Italien gelänge, auf diplomatischem Wege, vielleicht bei Gelegenheit der Grenzbestimmungs-Conferenzen, bei welcher auch Egypten einen Vertreter haben werde, die Erlaubnis zur Erwerbung Kassala's zu erhalten, würde England sich dem natürlich nicht widerlegen können. Das Neapler Blatt weist nun in höchst energischer Weise die Ansprüche Englands und Egyptens auf den Süden zurück. Lord Granville habe selber erklärt, daß ein Feind das Recht habe, in den von Egypten ausgehenden Gebietsstreifen seine Forderungen aufzupflanzen. Wie sollte auf einmal der Einfluss Egyptens bei Kassala anfangen, da doch Keren, dessen völkerechtigen Besitzanspruch in seiner Weise sich von denen Kassala's unterscheiden, von Italien ohne Widerspruch in Besitz genommen wurde. Egypten habe offiziell alle Ansprüche auf den Süden aufgegeben und habe, wie aus Stanley's erst kürzlich publizierten Buche hervor geht, erklärt, daß Emin Pascha auf seine eigene Faust in Uganda bleiben würde, da Egypten auf den Sudan verzichte. Bei der Nennung von Kassala, Metemah, Keren u. s. w. sei Egyptens, seien diese Bezirke zum Schutze Afrikens anvertraut worden und befristet, dessen außer Politik von Italien und nicht von England gefordert werde, habe also ein weit größeres Recht auf dieselben als das letztere. In jedem Falle sei es unerschrocken, von einem Handstreich zu sprechen. Italien habe nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die Stämme, welche sich unter seinen Schutz begeben, gegen die Ueberfälle und Wegenteln der Demosche zu schützen; ferner dem Schutzverträgen Afrikens in einer Lebensfrage, wie die der Festhaltung der Grenzen ist, seine Hilfe zu leisten und endlich ein Gebiet zu belegen, welches ganz innerhalb der italienischen Zone liegt und dem England mit zusammengerollten Fahnen den Rücken kehrt. Italien habe also auf Kassala weit bessere Ansprüche, als England auf Natal und einen Theil von Transvaal gehabt habe. Wenn die italienische Regierung es vorsehe, auf diplomatischem Wege von England etwas sich schenken zu lassen, was diesem nicht gehöre, so sei natürlich, um der wertvollen Freundschaft Englands willen, nichts dagegen einzuwenden. England

Man im Vereinostium, mit einem männlich schönen Künstlerkopf; im linken Arm ruhte eine große, vier-eckige Palette, und die Hand hielt ein Bündel Pinsel. „Das ist die Ehre, Herr Ammon?“ „Der Herr ich, womit kann ich dienen?“ Ammon hatte die Thüre nur zu einem Drittel geöffnet, als wollte er dadurch die Schätze, die er im Innern hütete, vor profanen Blicken schützen. Er stuzte kurz — hatte er den Herrn nicht schon gesehen? „Ich höre, Sie sind Privatmaler?“ „Doch wurde ich jetzt wohl kaum die Zeit dazu gewinnen —“ entgegnete Ammon, immer noch zwischen der Thüre, und er schien den Anstößigen auch sehr abweisen zu wollen — „Ich bin an einem größeren Werke beschäftigt.“ „Ah ich habe davon gehört —“ „Leider kann ich Niemand den Anblick gestatten! Wir Künstler haben auch unsere Ueberlieferungen!“ „Mit mir dürfen Sie eine Ausnahme machen — Herr Ammon!“ Das lang ja fast gebietend, daß man ihm sogar vertrauen konnte, er würde sich den Eingang erzwängen. Des Fremdes ganzes Wesen hatte etwas Ungelegtes. Ammon verzog den Nacken und setzte unwillkürlich den Fuß gegen die Thüre, als wenn es gälte, sein Hausrecht zu wahren — „Es thut mir sehr leid, mein Herr!“ „Mein Name ist von Helling!“ Und die Augen des Rufenden hatten etwas Ueberredendes. Ammon zog unwillkürlich den Fuß zurück, er konnte ein leichtes, überraschendes Zusammenfahren nicht unterdrücken. Dann zwang er sich zu einer kühlhässlichen Verbeugung. „Paulus Gatte! Jetzt mußte er, wo er die Person schon gesehen. Unter den Linden war er einmal einer Equipage begegnet, in der — sie neben dem dort sah, aber ihr Anblick hatte ihn so ergötzt, daß alles andere neben ihr zur Unbedeutlichkeit verschwand. Dann hatte er auf einem gelegentlichen Gang durch die Kaufstraße, wo er ein gewisses Haus mit spionhaft scharfen Blicken betrachtete, einen Herrn vor dem Portal desselben stehen gesehen mit großen Händen spielend. Paulus Gatte. . . Aber die Erregung, die ihm auch nur der Anblick der Paulus verursachte, hatte ihn wieder nicht deutlich hinsehen lassen. Und jetzt stand Paulus Gatte vor ihm. „Ich höre, daß Sie meine Frau seiner Zeit gekannt und Sie werden mir gestatten, daß ich das Ding ansehe?“ (Fortsetzung folgt.)

66]

Preisgekrönt.

Roman von Alexander Baron von Roberts.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wer kann das behaupten? Geschwämmt hat er für sie — haben sie nicht alle für sie geschwämmt? Uebrigens malt er an einem großen Bilde.“

„Was sollst du? Er malt jetzt dem vorigen Jahre nur ihren Kopf. Maler sind natürlich, und wenn sie sich einmal in ein Modell verguckt. . . Zu meiner Zeit, als es sich noch lohnte, mich zu malen.“

Sie hielt inne vor dem plötzlichen Geruch seiner stillen und dem Funken seiner Augen. Er ist doch nicht eifersüchtig? Das wäre das Neuziel!

„Ich werde hingehen“, sagte er dumpf. „Wie ist die Adresse des Mannes? Ah, er wohnt ja bei Ihnen?“ „Nicht mehr — er speist nur zuweilen dort. Er hat sich gerade seines großen Bildes wegen ein geräumiges Atelier angeschafft. Westhalb wollen Sie sich quälen, Baron?“

Eine unbestimmte Furcht erfaßte sie, daß er hingehen und irgend eine leidenschaftliche Scene machen könnte. Er ist seit dem Unglück so aufgeregt!

„Ich werde mir doch die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ein Porträt von ihr zu erwerben.“ knurrte er.

„Fry! bitte noch einmal her!“ rief Frau von Selling von draußen. Und das volle Gesicht wandte sich dem Weiben zu. Aus dieser Entfernung gewahrte man kaum etwas von der Entstellung der Barbe. Nur er sah sie fort und fort in jenem lastmühen Zustande, da ihn ihr unerschüttertes Antlitz zuerst übertraf.

Freudig klang ihre Stimme und ihre Zähne blitzten zwischen den noch stolzkastigen Lippen.

Er elite ihn. „Was ist? Was hast Du?“ Sie stuzte über seine Miene, deren erzwungenes Lächeln sie kannte.

„Nichts, nichts!“

„Wo denn Dr. Graf Schnädel hat Aussicht, auf einige Zeit nach Rom zur Vorkassat kommandirt zu werden. Wir wollten ja auch den Winter in Rom verbringen, nicht, Schatz?“

„Mit Mühe unterdrückte er einen Fluch. „D, das paßt ja wunderbarlich. . .“ wirgte er statt dessen hervor. „Hat übrigens noch lange Zeit!“

„Wieder die Eifersucht? Natürlich wird man nicht Rom wählen! Das sehle noch!“

Und gleich darauf, um sie zu prüfen, warf er hin: „A propos, Fräulein Miska sagt mir, daß ein gewisser Herr Ammon dem Bild gemalt hat, ich werde ihn aufsuchen und es ihm abkaufen.“ Seine Blicke harter an ihrem Antlitz. Sie quollen seine Augen in den Wöhlen — wahrhaftig, eine Röthe ergoß sich über ihre Wangen bis zur Stirn hinauf, bei ihrer sonstigen Krankheitsfärbung so auffallender. „Er muß ein Genie ohne Gleichen sein!“ rief er, er w'd er war nicht mehr die des böhnenden Tones. „Er malt dich aus dem Gedächtnis.“ Sechs Wochen früher hätte sie über diesen Ausbruch seiner offenkundigen Eifersucht getrostet. Jetzt hatte er etwas Unheimliches. Er hat den stillen Trunk, daher die Aufregung — ihm ist nicht zu helfen! dachte Schnädel. Ich fürchte, wir werden nächstens etwas wie eine Kataltroppe erleben!

XXVI.

Das Atelier des „Farbenlesers“ Ammon, wie Helling wohl für sich den Mann tituliren mochte, war nicht ganz leicht zu finden. Es war unweit des Lehrers Bahnhof inmitten eines Gartendreiecks gelegen, das von all den umgebenden Neubauten, Werst- und Wohnanlagen vergessen zu sein schien, eine von Grün und Blumen überdeckte Dale, zwischen grauen Mauerresten, einformigen Wölbungen und kaltspeisigen Bretterböden. Seit Jahren war nichts mehr für die Pflege der Beete und Pflanzungen geschehen; der Ruck der Einfassungen zu Decken verwildert, die Wege vom zähen, flachliegenden Unkraut bedeckt und alles Pflanzenerzeugnis ins Kraut geschossen. Hier und da ragte aus der Wildnis eine Statue von verwirrtem Sandstein, ein Satyr mit Stampfmaße, eine Nymphe mit frechem Lächeln, keine mehr lothrecht, einigen fehlten die Köpfe.

Helling stand vor der ebenfalls verwirrten und mit Parodierarbeit versehenen Thüre eines Pavillons, auf der unter dem mit Kreide geschriebenen Namen „Rudolf Ammon“ eine Bienenlarve, ebenjo launend, angeheftet war. Der Pavillon mochte früher als Gartenhaus für einen herrschaftlichen Besitz gedient haben, der aber längst unter den Mauermassen des modernen Berlins verschwunden war. Er stand halb in Ruine, der Ralf brodelte von den Wänden und das Ende einer Dachtraufe, in Form eines Thierchens, hing abgerissen neben der Thüre herab.

Helling klopfte mit seinem kräftigen Finger; nichts regte sich. Auf ein unumthiges Sämmern mit dem Stod erschien endlich jemand, um zu öffnen; es war ein großer

